

(Nachdruck verboten.)

9)

## Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Zahnke.

Auf der rechten Seite des Korridors befand sich der Laden, das heißt: ein großes, elegant eingerichtetes Verkaufszimmer, in dessen breiten Schaufenstern die neuesten Tapetenmuster ausgelegt waren. Verkauft wurde dort nur wenig, weil der Geschäftsbetrieb ein groß eingerichtet war und die Bestellungen zum größten Teil schriftlich eingingen. Hinter dem Laden, nach dem Hofe zu, lag das Kontor, und an dieses wieder schlossen sich zunächst das Zimmer des Musterzeichners und die Expeditionsräume an.

Das Kontor, so einfach eingerichtet wie irgend möglich, — die Fenster vorhanglos, weil nach Norden gelegen, — war durch eine hölzerne Barriere in zwei Teile geschieden. Rechter Hand an dem dreiteiligen Fenster stand ein großer, flacher Schreibtisch mit unzähligen, von Papieren und Musterrollen vollgepfropften Fächern. Papier und wieder Papier, auch kleine Leinenbeutelchen, mit Farbstoffen gefüllt, lagen über der grün beschlagenen Platte verstreut. Auf dem Drehstuhl vor dem Schreibtisch saß eine große, elegant gekleidete Dame mit einem interessanten, energischen Gesicht, die meinen schüchternen Gruß freundlich erwiderte, wobei sie mich einen Augenblick wie musternd anschaute, und dann, ohne sich weiter in der Arbeit stören zu lassen, fortfuhr, die vor ihr aufgehäufte Korrespondenz zu erledigen. Ihr im Rücken lehnte an einem hart an die Barriere gedrängten Stehpult ein junger blonder Mann von hünenhafter Statur. Mir schien es, als sei Sigurd Drachentöter aus Walhall, wohin er trotz seines guten Christenglaubens schließlich doch gekommen ist, lebhaftig herabgestiegen und habe am Kontorpult der Tapetenfabrik von Leonhard u. Herrig in Berlin eine Stellung angenommen.

Wuchtig und breit, mit rotblondem, über die Brust herabwallendem Vollbart, mit leuchtend blauen Augen lebhaft um sich blickend — so stand er da in all seiner herausfordernden Kraft: Julius Leonhard, des Fabrikbesitzers jüngerer Bruder, den dieser eingefangen hatte, um mit brüderlicher Liebe und kaufmännischer Routine den Löwen zu bändigen und den Himmelstürmer zu einem ehrsamem Geschäftsmann zu erziehen.

Und der junge Siegfried streckte mir mit einer Geberde herzugewinnender Liebeshwürdigkeit die Hand entgegen. Um seine Mundwinkel zuckte der Schalk, als er laut und lebhaft sagte: „Ich heiße Sie in diesen geheiligten Räumen willkommen, kleines Fräulein, und proponiere Ihnen, gute Kameradschaft mit mir zu halten. Ich bin nämlich der Löwe des Kontors: Maler von Geburt und Kaufmann von Beruf. Wer mir nicht gut tut, den freß ich. Zur Zeit kaue ich Federhalter.“

Kam wirklich ein Sonnenstrahl über den öden Hof und durch die vorhanglosen Scheiben hindurchgehuscht? — Wenigstens war in dem düsternen, von einem eigentümlich reizenden Farbgeruch erfüllten Raum ein helles Lachen erklingen, und dieser Laut des Lebens ermutigte mich, trotz der mißbilligenden Blicke des Chefs, aufsteigenden Vertrauens voll meine Hand in die dargereichte Löwenpranke hineinzulegen.

„Hier also, Fräulein,“ damit lenkte Herr Herrig meine Aufmerksamkeit auf den mir gebührenden Platz, „hier werden Sie arbeiten. Fräulein Günther wird die Freundlichkeit haben, Sie nach erfolgtem Eintritt mit Ihren Obliegenheiten bekannt zu machen.“

Fräulein Günther nickte kurz, ohne sich weiter nach uns umzuwenden. Ihr schien an Herrn Herrigs Wohlwollen nicht mehr sonderlich viel gelegen zu sein. Ich mußte tief aufatmen, — wieder legte sich die Luft eisig und beklemmend mir auf die Brust.

Jenseits der Barriere standen hochaufgestapelte Tapetenballen, bei denen zwei junge Leute herumhantierten. Am Sonnabend abend wurden, wie Fräulein Günther mir später erklärte, die Ballen sämtlich fortgeräumt, weil die Fabrikarbeiter an der Barriere von der Buchhalterin ihren Lohn ausbezahlt erhielten.

Unser Besuch im Kontor war bald beendet. Herr Herrig entließ mich im Korridor mit einem kurzen Kopfnicken, indem

er als den Tag meines Eintritts den zwanzigsten März festsetzte.

Ich erhielt auch ohne Prüfung das vorausgesagte brillante Zeugnis, die Nummer Eins. Der Abschied von meinen Lehrern, die ich lieb gewonnen hatte, fiel mir schwer. Aber ein gewisser Stolz auf die leicht errungene Stellung machte mir den schnellen Uebergang von der Schule in einen verantwortlichen Beruf zu einer Art von Triumphweg. Alle meine Kameradinnen beneideten mich.

Am Tage vor meinem Eintritt in das Geschäft begleitete ich Lotte zum Bahnhof.

Sie ging mit müden Schritten — wie eine Geächtete. Keine der anderen gab ihr das Geleit. Wir beide schritten Arm in Arm, und ich sah, wie tapfer sie die aufsteigenden Tränen bekämpfte.

Und aus den Vorgärten der lieblichen Villenstraße, durch die unser Weg zum Bahnhof führte, grüßten uns die Krotusse aus tiefen blauen Augen, und die Anemonenbeete schienen den weißwolgigen Frühlingshimmel über sich wiederzuspiegeln.

Auf diesem Wege sprach Lotte zu mir. Sie sprach von ihren zerbrochenen Hoffnungen, ihren begrabenen Träumen, von ihrem von brutaler Mannesfaust zerschlagenem Glück und von dem Weh, das sie über ihre alte Mutter bringen mußte.

„Um die anderen tut es mir nicht weh, Du, — aber das, aber das!! —“

Und was hatte sie böses getan? Einem lieben Worte geglaubt! Sie hatte den Glauben gehabt, der selig macht. Und wenn die Welt nicht so niederträchtig schlecht wäre, sie wäre wahrhaftig gut und rein gewesen.

„Das eine sag' ich Dir, Wilma, geh, ehe sie Dich ganz zerbrochen haben.“

„Ich verspreche es Dir, Lotte.“

„Und wenn — er wiederkommt —, dann — dann —“

schreibst Du mir, Wilma, wie er aussieht und — wie sie . . .“

Ich drückte ihr die Hand. Der Zug pfiß. Zum letztenmal grüßte ihr liebes, blaßes Gesicht aus dem Fenster heraus.

Ich ging heim in mein Pensionat mit Tränen in den Augen und in sehr, sehr ernster Stimmung.

Am anderen Morgen „trat ich an“. Veronika Märten's reichte mir die Hand zum Abschied und wünschte mir Segen und Glück.

Die Märzsonne schien so blaß und kalt. Nebel trieben über das Häusermeer hinweg. Langsam schlenderte ich die Leipzigerstraße entlang. In der Tasche trug ich mein Frühstückbrot und einen lieben Segensbrief von meiner Mutter. Wo heute Wertheims Prachtpalast sich strahlend erhebt, befand sich damals ein kleines, solides Restaurant: der „Leipziger Garten“. Hier hatte ich einmal mit meinen Verwandten zum Mittag gespeist. Im Vorüberschreiten warf ich einen suchenden Blick hinein. Alles leer so am frühen Morgen . . . kein freundlicher Blick auf dem einsamen Weg!

Ein paar Schritte noch — dann öffnete sich zum zweitenmal der weite, tiefe Korridor des Kaufhauses vor mir. Heute wußte ich Bescheid. Zur linken Hand die erste Tür . . .

Fräulein Günther saß bereits auf dem Drehstuhl vor dem mit Papier, Musterrollen und Farbensäckchen bedeckten Schreibtisch. Sie empfing mich aufs liebenswürdigste, zeigte mir Ständer und Kiegel, wo ich Hut und Jacke anzuhängen und mein Frühstück zu deponieren hatte.

Dann stellte sie mir Herrn von Woitzsch vor, einen der Expedienten. Im Hintergrunde, jenseits der Barriere, räumte der Hausknecht auf.

Mit einer raschen Bewegung warf Fräulein Günther ihren Drehstuhl herum.

„Wie alt sind Sie, Kind?“

„Sechzehn Jahre.“

Sie sah mich lange an. Ihren tiefen, prüfenden, mütterlichen Blick habe ich damals nicht verstanden; er genierte mich sogar ein wenig.

Fräulein Günther unterwies mich, lieb und gut. Sie wußte Bescheid; ihre schwarzen Augen bligten an diesem ahnungstrüben Vorfrühlingsmorgen wie zwei gültige Sterne. Ich zerbrach mir den Kopf, aus welchem Grunde sie wohl die gute Stellung aufgab; zu fragen wagte ich indessen nicht.

„Und hier den Oder; den müssen Sie verschreiben von Gerth u. Co. aus Stassfurt . . . und dort ist die Klaffe, Kind! Schauen Sie nur hinein. So weit bin ich gerade mit der Eintragung gekommen: bis heute früh. Immer Schritt halten, Kleine; das ist die ganze Hexerei! Und hier — das Hauptbuch . . .“

Ich saß vornübergebeugt und studierte die Zahlenreihen, die tief sinnigen Geheimnisse der kaufmännischen Weltsprache mit allen Kräften meines sechzehn-jährigen Gehirns.

In der Handelsschule hatte ich doch Nummer Eins gehabt — und hier erschien mir ein völlig Neues, forderte mich eine fremde Welt in ihren Bannkreis.

Und in diese fremde Welt hinein erklang auf einmal ein wohlbekannter, menschlicher Laut, die Stimme eines jungen Mannes:

„Bitte, Fräulein, ich benötige einen Pinsel zum Kleben der Wäulen. Bitte um fünfzig Pfennige.“

Die Buchhalterin schloß ein Fach des Schreibtisches auf und entnahm der darin verborgenen Kassette ein Fünfzig-pfennigstück, das sie Herrn von Woitzechy über die Barriere hinweg in die ausgestreckte Hand legte.

„So, kleines Fräulein, hier ist das Ausgabebuch der Kleinen Kasse. Und nun notieren Sie gefälligst: Herr von Woitzechy: ein Pinsel.“

Ich lachte hell auf, — und der Sprößling des verarmten polnischen Adelsgeschlechtes zog sich mit tiefgefränkter Miene zurück. Er war übrigens ein guter Junge, und wir sind später leidliche Freunde geworden.

O, dieser erste Vormittag, Du! Endlos langsam schlich er mir dahin — und war dennoch interessant genug.

Nach Ablauf einer Viertelstunde kam der zweite Expedient, Herr Winter. Der gestattete sich bereits das akademische Viertel. Blond und schlant, mit Siegeraugen und einem fed emporgewirbelten Schnurrbart. Er begrüßte mich herablassend freundlich; seine großen Augen flirrten. Fräulein Günther gab ihm einen leichten Schlag über die Hand. „Artig sein und an die Gewehre, Kamerad! Der Alte kommt!“

Der „Alte“ kam. Herr Herrig schloß die Tür sehr langsam hinter sich, und langsam entledigte er sich seines Ueberziehers, wobei Herr von Woitzechy ihm behülflich war. In jeder Beziehung markierte er den Chef.

Ein kaum bemerkbarer Blick der Mustering fiel auf uns alle. Das leere Stehpult des Procuristen dagegen interessierte den Gestrengen lebhaft. Er kramte in den auf dem Pult herumliegenden Papieren und stieß leise, knurrende Laute aus, wobei ein hämischer Zug um seine Mundwinkel zum Vorschein kam.

Fräulein Günther gab mir einen leichten Rippenstoß. „Der zukünftige Procurist ist sein Schmerzenskind,“ flüsterte sie mir ins Ohr.

Ich saß und schrieb. Geschäftsbriefe. Bogen um Bogen, Stunde um Stunde. Und der Himmel, der durch die fahlen Fensterscheiben auf meine Arbeit nieder sah, blieb ewig gleich, blieb klar und blaß. Ob eine Sonne draußen an diesem Himmel stand, ob sie stieg oder sank, — ich wußte es nicht.

Wir schrieben und rechneten. Und summierten. Tausende und Abertausende — für den großen Fabrikherrn da neben uns.

Als die niedliche Schwarzwälderuhr — der einzige Schmuck in diesem schmucklosen Raum — zehn Schläge tat, öffnete sich die Tür.

Herr Herrig sah von seinem Stehpult auf. Eine Flut von Sonnen Silber quoll herein — die Sonne schien wahrhaftig! Und mitten drin in diesem Lichtmeer stand Julius Leonhards Redengestalt.

Er lachte. Herr Herrig erwartete ihn würdevoll. „Ich habe Sie bis jetzt vertreten, Herr Leonhard.“ „Ich danke Ihnen herzlich.“ Und Julius Leonhard nahm liebenswürdig lächelnd seinem „Vertreter“ die Feder aus der Hand. Die beiden Männer maßten sich einen Herzschlag lang mit funkelndem Blick, — und ich glaube: der kleine, fade, hagere Mann war Sieger geblieben . . .

Auf solche Art ging Tag für Tag dahin. Wenn ich des Abends heim kam, warf ich mich zu Tode müd auf das Eisen-gestell meines Nachlagers. „Leben“ kannte ich nicht mehr.

Und doch, mein Liebling, lernte ich dort das Leben kennen. Der erste Sonnabend, den ich bei Leonhard u. Herrig verlebte, hat einen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, den mein Eigensichtmal niemals zu verwischen vermochte, der für

die Entwicklung meines ganzen Wesens von weittragender Bedeutung geworden ist. Um sieben Uhr war Kontorschluß. Dann erfolgte die Auszahlung der Arbeiter.

Ich stand neben Fräulein Günther an der Barriere, als der letzte Ruf der Ruduadsuhr verklang. Die elektrische Ampel, die von der Decke herunterhing, strahlte Ströme eines harten, grausamen Lichtes in den düstern Raum aus. Von ferne klang ein dumpfes Rauschen an mein Ohr. An die Brandung meines heimatlichen Meeres wolt! es mich gemahnen. Wie Wogenanprall an befestigten Strand. Dann aber — je näher es kam, um so deutlicher setzte sich das unbestimmte Rauschen gleichsam in artikuliert Laute um — wurde der gleichmäßige Tritt vieler menschlicher Füße vernehmbar. Ueber den Hof stapfte es daher, daß die Dielen des Expeditions-saales schütterten. Ich fühlte das auf meinem Plaze. Und dann ergoß es sich durch die weitgeöffnete Flügeltür wie eine brausende, graue, schmutzige Flut.

Voran die Männer. Junge sah ich nur ein Wästel Durchsehnender von blauen, unsauberen Blusen, von Gesichtern, die im Schein des elektrischen Lichts in einer seltsamen Blässe leuchteten, von struppigen Bärten und von Augen, deren Blicke mich erschreckten.

Dann aber, als sie Mann für Mann vor mich hin an die Barriere traten, lernte ich unterscheiden. Ich erkannte, daß der Ausdruck ihrer Augen, der mir so unheimlich erschien, Begehrlichkeit war: heiße, stumme Begehrlichkeit nach dem geprägten Brote, das ich unter meiner Kinderhand ängstlich behütend verschlossen hielt. Ich sah, während ich, langsam und vorsichtig multiplizierend, Mark- und Talerstücke — hin und wieder auch ein Goldstück — dem von der Buchhalterin Aufgerufenen zuschob, daß es Männer aus allen Altersklassen waren, die hier den mühsam erarbeiteten Lohn aus meiner Hand verlangten: kecke Burschen mit frech blinkendem Augenpaar, abgearbeitete Familienväter, denen die Sorge tiefe Furchen in das Gesicht gegraben hatte. Zusammenbrechende Greise mit blödem Blick, die gewiß schon sieben lange Tage gerednet und gezählt hatten, wie sie mit den sieben Mark Wochenlohn, die ihre ausgenutzte Kraft ihnen zu verdienen noch vergönnte, bis zum nächsten Lohnungstag haushalten sollten. . . .

Nein, Liebling, Du sprichst wahr: ganz so, wie ich ihn Dir hier schildere, habe ich den gewaltigen Eindruck des Proletariats der Arbeit an jenem ersten Abend nicht empfunden. Die Betrachtung ist erst allmählich hinzugekommen — und heute, nachdem ich durch allen Jammer des Arbeiterelends selbst hindurchgeschleppt bin, heute will's mich nur bedünken, als hätte ich schon damals so gefühlt. Ich stütze den Kopf in die Hand und zwinge auch das Gedächtnis meines Herzens zur Treue.

Ich glaube, daß ich die große Herde des Elends am ersten Tage mit einem Gefühl des Widerwillens betrachtet habe. Ja — des Grauens. Ein Etwas in mir rebellierte gegen die Masse, aus der nicht eine Einzelgestalt emporragte, die meine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte, über der es lag wie ein grauer, dichter, erstidender Schleier, wie eine dumpfe Schwüle, aus der als einziger Lebensfunke die Bier wetterleuchtete, die allen gleichmäßige, brennende Gier nach Gold, Gold, Gold. . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Sklave sein . . .

Von Werner Larsen.

Die Standuhr im Winkel schlug eins. Ernst Friedmann riß die Augen auf und starrte zur schwindenden Decke, wo Lichterchen hin- und herhuschten auf dunkelndem Grunde und hinabglitten an verschwiegenen Wänden. Da spielten sie tänzelnd ein nettes, strahlendes Spiel und zerfloßen in weißlichen Dunst, der hinabkam ins schweigende Zimmer. Dort aber träumte die Nacht auf all den verschommenen Möbeln, trotz hinauf an den Mauern mit rieselndem Haar und mischte sich ein in den Tanz, machvoll und groß. An den Winkeln und Wänden trieb sie die Lichter hinab, tiefer und tiefer hinein in das raumlose Dunkel, wo der Abgrund sie auffing mit gähnendem Schlund.

Ernst Friedmann sah lange hinauf und lächelte still zu dem Spiel. Still und schmerzlich, denn es schien ihm wie das Leben, ebenso flüchtig und grell und voll lauender, tüdischer Schatten, die da fangen vom leimenden Licht, Unholten gleich. Und an dies Leben dachte Ernst Friedmann. An sein Leben. Da fühlte er all seinen beißenden Hohn und ballte die Fäuste. In seiner Kehle aber würgte ein rostiger Laut, der heraufstieg aus feuchender Brust und hinaus-kämpfte über die Lippen.

Doch Ernst Friedmann bezwang sich und schwieg. Schwieg und dachte nach, immer wieder und wieder dieselben verhassten Gedanken, die er mit sich trug seine Tage und Nächte hindurch, die ihm zumicken schon aus der Frühnebel Rauch und nachts seine Sinne umspannten.

Grau kamen sie heran, grau und verstohlen. Und trocken mit Spinnegebein am dürftigen Lager hinauf und setzten sich froch auf seine versagende Brust, glockten ihn an mit den eisigen, tränenden Augen und wisperten leise. Leise und schrecklich.

„Du, laß sie fahren, die Hoffnung. Das ist nur ein Blendwerk. Da, sieh hin auf dein Leben. Dede ist es. Dede und hart. Arbeiten mußt du vom Morgen bis weit hinaus in die Nacht, arbeiten eine Arbeit, die dir verhasst ist im Grunde der Seele, arbeiten für deinen Herrn als ein Sklave, denn du bist bettelarm und mühest am Wege verhungern. Er aber kam, sah dich und hat dich gekauft. Gekauft die Kräfte und Frische der stärksten und sehnigsten Jahre, und du gehst hin und schleppst für ihn, ächzend und stöhnend, schleppst ohne Erde. Kriechende Jahre hindurch. Er aber preßt seine Schätze aus deinem vergossenen Schweiß und wirft dir elende Bissen zu. Wie liegt du am Wege und verhungert. Hörst du es? Dann wird dich schon niemand mehr kennen. Niemand.“

Darum beug den Nacken und krieche am staubigen Boden. Schleppe und schlepe, ächze dein ganzes verbittertes Leben hindurch, schlepe deine Jugend hinein zu ihm in den eisernen Schrank und leg sie voll Demut zu all den anderen funkelnden Schätzen. Deine geistige Jugend und eigenes Bewußtsein leg auch mit hinein, denn er laßt nicht nur deinen Körper, nein, auch deinen Geist. Hart soll der werden, berechnend und grau wie dein Leben, hart und verrottenet wie sonnenzerstobenes Holz. Steis soll er nur bei der Arbeit sein und bei ihm, seinem Herrn ergeben. Er, dieser Herr, sei dein Jah! Willst du das nicht? Sag es ihm doch! Wenn er dich fortjagt, so liegst du am Wege und verhungert.

Hörst du es wohl? Darum gib sie ihm hin, deine Jugend! Bist du dann alt und kannst nicht mehr halten wie früher, legen sich schneeige Locken um deine durchgrabene Stirn, hat er dich ausgezogen in taumelndem, herrischen Stolz, daß dein Leben dir scheint wie ein Eflaventum und die Freiheit ein beifender Spott, hat er deinen Körper gebrochen und deine Seele vergiftet mit dem Widerwillen gegen sich selbst und dem Haß gegen Freude und Leben — was wird er wohl tun?

O du, hinausjagen wird er dich wie den räudigen Hund: „Alt bist Du, schwächlich und faul, gehe hin, werde jung, dann komm wieder!“

Dann wirst du hingehen zu deinen Kindern, die du einstmal mit Mühe erzogen, und sie werden dir höhnisch das zutwerfen, was ihr Hund nicht mehr frißt. Danke dem Tod, deinem Retter — das Leben birgt Schrednis und Flüche!“

Ernst Friedmann schauerte auf und schüttelte sich wie im Fieber. Und er dachte daran, wie es wohl sein würde, wenn er jetzt fortginge. Hinaus in die Welt, ganz gleich wohin, immer nur vorwärts und immer noch weiter hinaus — hinaus in die Freiheit. Da packte ihn eine wilde, berauschende Sehnsucht, so daß er aufjauchzte, froh wie ein Kind, in tiefer Erregung.

Ja, frei sein von all den bedrückenden, staubigen Fesseln, frei wie der Vogel in glühender Luft und hinausstürmen aus dem engen Gemölbe zur ewigen Mutter Natur, frei sein und die Welt seine Vaterstadt nennen und Menschen willkommene Brüder, frei und hinaus! Leben das Leben in sich und zum Wohle der anderen, Leben als Mensch und nicht als geformtes Geschöpf! Leben als Schöpfer im ewigen Schaffen des Werkes, leben und frei sein! Hinaus!

Ernst Friedmann richtete sich auf, als wolle er dem neuen Leben entgegensehen im nächtlichen Dunkel. Da glitt ein Lichtstrahl über die Wand und zeigte ihm deutlich ein Bild, das Bild seiner Mutter. Und er sank leise aufstöhnend zurück.

Da kamen sie wieder die alten, verhassten Gedanken und stierten ihn forschend an mit den steinernen, höhnischen Augen und wisperten leise. Leise und schrecklich.

„Was hast du gewollt, du verblendeter, seltsamer Mann? Von dir werfen wolltest du das alte, zerknitterte Leben im Kampf um das neue, von dir schleudern die fesselnden Bande in Selbstsucht und strafbarem Stolz! Wie willst du leben ein neues Leben, wenn du noch nicht die Pflichten des alten erkannt? Da, schau auf! Die hat dich geboren und hat dich mit Sorgen erzogen. Sie war das Licht deiner fröhlichsten Stunden — dein Schmerz war ihr Schmerz und deine Freude die ihre. Die sah dich zum Manne heranziehen und freute sich still deiner Kräfte, die beietete still deinen Vater zur Ruh und schwieg, denn sie hatte noch dich. Die murmelte tausend Gebete in mütterlich-heiliger Liebe, und jeder ihrer Gedanken war einzig bei dir, denn du bist ihr Alles.“

Schau auf, sie ist alt und gebrechlich. Wenn du nicht bist, siehst sie hin wie die Blume in nächtlicher Wüste. Weißt du das wohl? Du sollst die Sonne ihres Abends sein und ihr die wenigen Stunden verschönern, du bist ihr Leben, du ihre Welt — und wolltest sie nicht ruhig die Augen schließen lassen, die dich gehütet haben ihr ganzes Leben hindurch? Du willst sie von dir stoßen, die Greisin mit flatterndem Haar, willst ihr Gift darreichen, wo sie um Wasser dich ansieht? Hast du den Mut, über Trümmer geheiligten Glückes zur Freiheit zu stürmen? Hinaus in die rauschende Welt, Sonne und Frieden zu schlürfen, während sie hier vor Sehnsucht vergeht. Könntest du jemals wohl froh sein? Und glücklich? For, der du bist, nur noch elender würdest du werden!

Weibe, Ernst Friedmann, lade sie auf, deine Last, und haste von früh bis zum Abend! Haste und hungere und ächze — das ist dein Leben, das dein Geschid. Sklave sein . . . Sklave . . .“

Ernst Friedmann war wie von Sinnen und rang die Hände. Aus seiner Brust aber kämpfte ein Seufzer empor, der ein Stück seines Lebens mit fortriß und gefornt war aus all jenen Schmerzen, die da hinschleichen über die Erde in lautlosen Nächten mit schleppendem Schritt.

Im Zimmer aber war tauendes Dunkel, so undurchdringlich und groß, daß es schien, als gebe es nichts außer ihm, als hätte sich alles auf Erden aufgelöst in weiche, zerfließende Schleier und ewige Nacht. Aus der aber stieg etwas auf, blutig und kalt wie der Tod mit klappenden Zähnen und gellendem Lachen, das niederriete an seinem Lager und leise klickte mit unlösbar-furchtbaren Fesseln und ihn ansah mit gelben, umränderten Augen — sein Leben. —

## Kleines feuilleton.

e. w. Duffel. „Aec, duffeliger hättst die Karre gar nicht schieben können, Karl!“ hörte ich vor einigen Tagen einen Kutscher lachend zu einem anderen sagen. „Ja, ja, Dumteln, mancher lernt's nie!“ fuhr er fort, indem er vor Lachen fast taumelnd seinem Pferde mit der flachen Hand auf den Rücken klatschte. Dumteln wandte mit der bekannten langsamen Drehung des Kopfes ihre Augen nach dem Sprecher um und sah ihn verständnisvoll und wahrscheinlich zustimmend an, so weit dies aus dem Ausdruck ihres Blickes zwischen dem schütenden Versted der Scheuklappen zu ermitteln war. „Ja, Du hast recht, id bin wirklich ein richtiger Duffel gewesen, helf' er sich!“ erwiderte der andere Kutscher. Der Sinn dieser Worte ist für jeden verständlich. Er will ausdrücken, daß er ein richtiger Dummkopf war. Die vollständige Rede wendet dieses letztere Wort aber kaum jemals an, sondern zieht immer das Wort Duffel vor. In einer rein niederdeutschen Gegend, z. B. in Hamburg, würde der Mann gesagt haben: „Ja, id meer een richtiger Döskopp“. Streichen wir das lopp weg, so bleibt als Rest Dös, das auch Däs ausgesprochen wird, und in der letzteren Form in Klaus Groths Quickborn zu finden ist. Es bedeutet genau dasselbe wie Duffel. Wie dem Hauptwort Duffel das Tätigkeitswort duffeln zur Seite steht, so dem Hauptwort Dös das Tätigkeitswort döien. In dem Worte Duffel kann das u auch gedehnt gesprochen werden und dann erscheint die Form Dufel, wo das weiche f in der Mitte nicht weiter beifremden darf, zumal da in Duffel die beiden ff auch nur die Kürze des u andeuten sollen und gemeinhin weich gesprochen werden. Beide Formen sind in ganz Deutschland verbreitet, aber wohl selten in die Schriftsprache aufgenommen worden. Auf englisch heißt Duffel dizziness, wo die Silbe ness gleich dem deutschen nis ist. Es ist un schwer zu erkennen, daß es ganz dasselbe Wort ist. Die ursprüngliche Bedeutung von Duffel ist Halbschlummer, schläfriges Hindämmern, und weil die Gedanken sich in diesem Zustande verwirren, so bezeichnet es zunächst Betäubung, dumpfes Hinleben, Abwesenheit des klaren Bewußtseins. Allmählich ist dann das Wort von der Bezeichnung eines Zustandes auch auf Personen übertragen worden, so daß ein Duffel sowohl ein Männlein wie auch ein Weiblein sein kann, nach der merkwürdigen Einrichtung dieser Welt aber wohl in Wirklichkeit meistens das erstere sein dürfte. —

## Theater.

Deutsches Theater. Gelden. Komödie in 3 Akten von Bernhard Shaw. Deutsch von Trebitsch. — Die reizende Komödie Shaws, die von der „Freien Volkssbühne“ bereits vor mehr als Jahresfrist — unter Ausschluß der Öffentlichkeit — gespielt wurde, ist nun ins Repertoire des Deutschen Theaters aufgenommen. Hoffentlich wird sie sich da lange behaupten. Nach den Berichten über die Premiere am Donnerstag — ich konnte erst die zweite Aufführung sehen — wurde das Stück mit warmem Beifall aufgenommen, und die Kritik hat nach Gebühr seine Feinheiten beleuchtet und gefeiert. Es wäre schmachlich, wenn in dem breiten Theaterpublikum trotz alledem ein Interesse für dies Neue, das endlich mal ein gutes Neues ist, sich nicht erwecken ließe. Bei der Wiederholung am Freitag, für die man ein ausverkauftes Haus hätte erwarten sollen, war das Theater verhältnismäßig schlecht besucht.

Das Geffreichste in der Komödie ist der erste Akt, der eine Situation, wie sie kein auf romantische Edelmütigkeiten erpichter Melodramatiker schöner wünschen könnte, in die lustigste Persiflage auf schwärmende Geldenberehrung verwanbelt. Die Handlung spielt zur Zeit des serbisch-bulgarischen Krieges im Jahre 1885. Ein Bulgarenmädchen, das von der kühnen, stiegelkrönten Kavallerie-attade ihres Verlobten Kunde erhält, schwelgt auf hohen, mond-scheinbeschiemenen Balkone in heroischen Gefühlen. Ein verfolgter Offizier des Serbenheeres erklettert die Mauer und flüchtet in das dunkle Zimmer der Jungfrau. Draußen knallen Schüsse, die Verfolger klopfen, Einlaß begehrend, an die Tür. Aber Raina hat Mitleid mit dem Fremden und rettet ihn durch weibliche List. Wie spannend, wie rührend, welche Gelegenheiten zu erhabenen Worten! Aber der gottlose Dichter treibt mit alledem nur Spott. Er amüsiert sich über Raina und läßt den Flüchtling, Kapitän Bluntzschl, einen geborenen Schweizer, eine geradezu beleidigende Natürlichkeit be-

zeigen. Statt über die verlorene Waffenehre zu klagen, oder in glühender Dankbarkeit die Güte und Großmut seiner Retterin zu preisen, interessiert sich dieser Mensch, der noch dazu ein Musterfeldat sein soll, im Augenblick nur für sein bißchen Leben, seinen Hunger und seine kolossale Müdigkeit. Die Prallinés, die er von Raina erhält, regen ihn an zu einer Rede über die Wichtigkeit der Schokolade im Kriege, und ganz dieselbe Prosa zeigt seine Auffassung der berühmten Kavallerieattade. Das Lachen überkommt ihn, wie das Mädchen stolz an seine Heldentat der Jhren erinnert. Ein richtiger Operettenstreich sei das gewesen. Wären die serbischen Kanonen nicht vernagelt gewesen — ein Zufall ebenso unerhört wie die Dummheit jenes Angriffs — die hübsch gepuhten Reiter wären samt und sonders von den Kugeln weggefeht. Und als Raina, die über solchen Mangel an Idealismus in drohliche Empörung gerät, die Mutter rufen geht, fällt Bluntzschli der Länge nach aufs Weis. Schnarchend finden sie den Kriegermann.

Den beiden letzten Aufzügen fehlt die Stilleinheit, der straffe mitteln, aber ihre Bühnenwirksamkeit ist darum nicht geringer. „Um den Rod abzugeben, den man ihm zur Flucht ließ, kehrt Bluntzschli nach dem Friedensschluß in das Haus des Majors Petkoff zurück. Zu der feinen Parodie auf die sentimental verlogenen Heidenposen, in denen außer Raina und der Mutter vor allem Sergius, der würdige Kavallerieattadenoffizier und Bräutigam sich gefällt, tritt hier ergänzend eine derb komische Verspottung der sehr primitiven Vulgaritäten. Bluntzschli erobert die ganze Gesellschaft. Er, der desillusionierte Fachmann des Krieges, erweist sich als der einzige, der von der Sache etwas versteht. Der bequeme Major und der renommierte Sergius sind heilfroh, daß er ihnen die Ausarbeitung eines Truppentransportplanes abnimmt. Raina verliebt sich sterblich in ihren Prallinésoldaten, nicht zuletzt, weil er durch ihr hochtrabendes Lügengerede sich so gar nicht imponieren läßt, während ihr Heldensbräutigam, der eitle Hohlkopf Sergius, von einem unverschämten Toiletten Dienstmädchen gekapert wird. Ein prächtiger Schlußtrumpf, eine Persiflage auf die Komödienschareiberneigung, in ihren Stücken mit gewaltigen Reichthümern zu proben, ist der Heiratsantrag Bluntzschlis. Als die Petkoffs zweifeln, daß er ihrer Tochter standesgemäßen Unterhalt gewähren könne, da liest er von einer endlosen Liste die Zahl der Pferde, Waagen, Tischstühle, Servietten usw., die ihm sein Vater, ein großer Schweizer Hotelier, vermacht hat, zur staunenden Bewunderung der Eltern herunter.

Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Sehr gut wirkten Fräulein Hartwig als Raina, Margarethe Otto-Körner und Ernst Arndt als das Elternpaar. Otto Sommerstorff, in der Rolle des Kapitän Bluntzschli, hatte seine Momente, doch traf er, schien mir, nicht recht der Ton des überlegenen Humors, vor allem nicht in der Schlussszene, die so beinahe verloren ging. — dt.

**Volkshunde.**

— Ueber den Götterglauben der alten Preußen spricht Professor Dr. Kullies im Jahresbericht des Königsberger Wilhelms-Gymnasiums von 1904. Der Verfasser weist zunächst darauf hin, daß man im allgemeinen von dem Götterglauben der alten Preußen eine sehr beschränkte Vorstellung habe, und daß höchstens die drei Götternamen Perkunos, Pitollas und Potrimpos — die in dieser Reihenfolge und Form in den eigentlichen Geschichtsquellen gar nicht vorkommen — der der Gottheit Curche, des Heiligtums Romowe und des Oberpriesters Trive den Gebildeten geläufig seien. Er zeigt dann, daß seine Untersuchung sich nicht allein auf die Preußen, sondern auch auf die mit ihnen eng verwandten alten Sudauer und Litauer zu erstrecken habe. Diese Untersuchung beginnt mit einer Zusammenstellung der Nachrichten über den Götterglauben der preußisch-litauisch-litauischen Völker seit 900 bis zum Beginn der Reformation im 16. Jahrhundert. Hier zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, daß die als zuverlässig erwiesenen Quellen der älteren Ordenszeit nur ganz allgemeine Angaben über den Götterglauben der Preußen enthalten und keine Götternamen nennen, ähnlich den Schriftstellern, die über andere indogermanische Völker berichten, z. B. Herodot über die Perser und Belasger, Cäsar über die Germanen. Nur der Name Curche als der einer Gottheit, als deren Idol ein Kranz aus den letzten Lehren zu gelten hat, ist aus älterer Zeit (1249) belegt. Erst bei Simon Grunau tauchen Namen auf, darunter jene oben erwähnten drei, doch ist dieses Chronisten schwärmerische Unzuverlässigkeit seit Lössen notorisch. Obwohl die Preußen äußerlich Christen geworden waren, erhielt sich ihr Heidentum bis zur Reformationszeit. Damals wurde solchen Nesten auf Veranlassung der Kirche näher nachgeforscht, und man ermittelte eine ganze Reihe von Gottheiten, die noch angerufen wurden, darunter Petrimpos, Percuns und Pecols, doch sind alle diese Namen nicht einwandfrei, da die berichtenden Geistlichen der preußischen Sprache nicht mächtig waren. Inbessen kommt da der sicherere litauische Götterkreis zu Hilfe und es stellt sich nun heraus, daß die Namen der preußisch-litauischen Götter keine Eigennamen, sondern nur Appellativa, daß, wie Kullies hervorhebt, die Götter selbst keine Persönlichkeiten, sondern nur Personifikationen der verschiedensten Lebensgebiete, Tätigkeiten und Fertigkeiten sind, vergleichbar den römischen indigitamenta, nicht Götter, sondern Gottheiten (nūmina). Mit Ausnahme von Perkunos, dem Donnerer-, Sonnen- und Regenspender, hat keine von allen Gottheiten, die Kullies ermittelt hat, einen Eigennamen; die Namen der anderen zeigen nur gewisse

Eigenschaften an: „Flimmerer“, „Wellenbläser“, „Gosfhüter“ usw., und daraus erklärt sich, daß sie die älteren Schriftsteller nicht nennen; es konnten sich ihnen eben damit keine religiösen Vorstellungen verbinden. Nur „Curche“ war mit seinem Kranze etwas Sichtbares auch für den Fremden. Hieraus folgt, daß es auch kein Nationalheiligtum „Romowe“ gegeben hat. Nach Analogie der Verhältnisse bei anderen Indogermanen erscheint Kullies' Schluß zutreffend, daß der Götterglaube der preußisch-litauischen Völker „höchst altertümlich“ geblieben ist. Mit dem Hinweis darauf, daß die Erntegottheit Curche sich bis heute noch in dem Kranz aus den letzten Lehren, der bis zum nächsten Erntefest aufbewahrt wird, erhalten hat, schließt Kullies seine interessanten Ausführungen. („Globus.“)

**Humoristisches.**

— Ein Schlaumeier. Lehrer: „... Also es meldet sich derjenige nicht, der diese Karikatur auf die Tafel gezeichnet hat? Gut, dann bekommt jeder von Euch eine Tracht Prügel! — Nachdem er jedem Schüler einige Klapsse gegeben, hält er vor dem Du sagst, wer es gezeichnet hat, bekommt Du keine Schläge!“

Schneller: „Ich war's, Herr Lehrer!“

— Kindliche Ausdrucksweise. „Was willst Du, mein Kind?“

„Um zwei Pfennig Nähnadeln für die Mutter, und um einen Pfennig, wo die Großmutter durchkann!“

— Eine gute Hausfrau. „Du, Verta, in der Weste ist ja ein Loch!“

„Macht nichts, das wird durch den Rod verdeckt!“

„Der ist ja auch zerrissen!“

„Ja hast Du denn keinen Ueberzieher?“

(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Protektions-Wirtschaft. Der österreichische Unterrichtsminister Ritter von Hartel gehörte, so lange er an der Universität lehrte, zu den „feinen“ Professoren, zu den Ganzseidenen. Im Bergleich mit ihm ist Erich Schmidt ein Naturburch. Als Minister ist Hartel noch feiner, noch weicher geworden, verneigt sich vor dem Hofe und macht den Namenstag der Kaiserin zu einem Schulfesttag, kommt den Liberalen entgegen, will es allen recht machen, die stärker sein könnten als er. Nach unten klingt das Lied etwas anders. Als Unterrichtsminister ist Hartel auch Oberster der staatlichen Kunstpflege. Was versteht ein Altphilologe von moderner Kunst? Das scheint Hartel auch eingesehen zu haben, und so überließ er das Kunstregieren zwei seiner Beamten. Und die wirtschafteten, wie es ihnen gefiel. Die Wiener Kunstakademie bekommt es zu spüren. Sie schlägt Klmitt als Professor vor, ernannt wird der Maler Vesler, der gut mit dem Kunstreferenten steht. Ein anderer Professor wird zwangsweise pensioniert, an seine Stelle rückt — gegen den Willen der Akademie — ein junger Mann, ein Neffe des Wiener Weihbischöfs usw. usw. Die reine Günstlingswirtschaft. Endlich scheint das Maß voll. Interpellation im Parlament, Krach an der Kunstakademie. Der junge Professor will sein erstes Gehalt der Schüler-Unterstützungskasse zuweisen. Das Geschenk wird höhnlachend abgelehnt. Alle Wiener Blätter sind voll von Zuschriften, in denen die bisher Gedrückten und Mißhandelten sich Luft machen. Und was wird geschehen? Nichts oder nicht viel. Dem Hauptschuldigen wird jedenfalls kein Haar gekrümmt werden. —

— Im Theaterjahr 1903/1904 wurde Franz Adam Deherleins „Bapfenstreich“ 1490 mal gegeben. —

— Das Schauspielhaus wird Anfang Februar l. J. wieder eröffnet.

— Die Kroll'sche Bühne, die im Sommer von Maximilian Burg übernommen wird, soll wieder eine Sommeroper ersten Ranges werden. —

— Im nächsten Philharmonischen Konzert (12. Dezember) wird die „Sinfonia Domestica“ von Richard Strauß aufgeführt. Das Orchester ist auf 110 Mann verstärkt worden. —

— Den Nobel-Preis für Chemie hat der englische Chemiker William Ramsay erhalten, den Preis für Physik Lord Raleigh; der medizinische Nobel-Preis ist dem russischen Physiologen Pawlow zugefallen. —

— Die ägyptische Regierung baut in Scheich Wargut, 100 Kilometer von Suakin, einen neuen Hafen. Scheich Wargut soll Endpunkt der Berberbahn werden. —

— Sprachreinigung. Ein Konzert, welches kürzlich in Sankt Wlodek (Lothringen) stattfand, wurde folgendermaßen angekündigt: „Großes Streichgetön, ausgeführt von der Streichbande des zweiten hannoverschen Lanzenreiterschulens 14 unter Leitung des königlichen Spielwarts Herrn W. Stüber.“ Aus der Spielfolge seien noch folgende Merkwürdigkeiten hervorgehoben: Schwärmerie aus „Der Postknecht von Conjumeau“ von Adam; ein Lied auf der Schnabelflöte mit Klappen (Marrinette) von Reibich; Bierertanz nach Gedanken aus dem „Pariser Leben“ von Offenbach; „Ein Bid-Jad“, Durcheinander (Potpurri) von Schreiner; „Der Luchtschut“, Eiltanz von Faust. —